

Die Kinderstube

Autor(en): **Kervin, Francis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auch die Berichte über die Pfahlbauten von Meilen und Robenhaußen zu den Gelehrten gedrungen, man erkannte die Bedeutung der Pfahlreste und baute, auf die Funde gestützt, ein Stück vorgeschichtlicher Zeit wieder auf.

Es ist ganz selbstverständlich, daß sich dabei nicht selten die Meinungen teilten. Ein Beispiel: man stritt sich (bis in die letzte Zeit) darüber, ob die Pfahlbauten Land- oder Wasserfiedelungen gewesen seien. Pro und contra waren Gründe genug aufzutreiben. Dabei vergaß man, die Völkerkunde zurate zu ziehen. Das macht man heute. Pfahlbausiedelungen, zum Teil noch auf der Stufe der Steinzeit, finden sich im stillen Ozean, aber auch in Venezuela. Unser Verfasser schreibt darüber: „Die Pfahlbauten sind eine Siedlungsform, die wir beinahe auf der ganzen Erde, an Meeresküsten, in Stromgebieten, an Seen, in Sümpfen und auch auf dem festen Lande antreffen. Die Gründe, die ursprünglich zu dieser Bauform geführt haben, sind fast so mannigfaltig wie ihre Verbreitungsgebiete. An der Meeresküste erlaubte der Pfahlbau dem Menschen, in dem von der Flut bespülten Strandgürtel zu wohnen, wo die Flutwelle den Schmutz der Abfälle abräumt und ein von Fieber und räuberischem Ungeziefer freien Platz liegt. In Stromländern mögen Ueberschwemmungen zu dieser Bauart geführt haben. In sumpfigen Gebieten, die der Mensch zum Teil zu seinem Schutze aufsuchte, bewahrte der Pfahlbau vor der Feuchtigkeit des Bodens. Im Waldland, wo Seen und Flüsse die besten Verkehrsmöglichkeiten darstellen, bot der Boden des niederen Uferwassers den besten Baugrund zu einer Siedlung, von der man die Umgebung nach Freund und Feind gut überblicken konnte und die zugleich die größte Bewegungsfreiheit zu Wasser und zu Land erlaubte. Ganz sicher hat bei vielen dieser Anlagen auch das Schutzbedürfnis vor Mensch und Tier, namentlich vor den räuberischen kleinen Nagern, eine Rolle gespielt.“ (Schluß folgt.)



Steinzeitliches Tuchstück mit Naht — Pfahlbau Lüscherz. Innere Station.

Die Kinderstube.

Von Francis Kervin.

Ein originelles Paar, in dessen Kinderstube ich auch die Nase stecken wollte, besaß ich in zwei brasilianischen Bar-
schitos. Diese Chanchitos waren den Paradiesfischen so un-
ähnlich wie nur möglich. Sie benahmen sich ununterbrochen
grob und gewalttätig, selbst wenn sie liebten. Dann frei-
lich, im schwarz-gold gestreiften Hochzeitsgewand, waren es
Prachtkerle, denn auch das Weibchen war ein ganzer Kerl.
Ihnen zuliebe räumte ich den großen Makropodenbehälter
und richtete ihn ein, wie es den Gepflogenheiten der Chan-
chitos angepaßt war: Viel reingewaschener Sand, ein paar
Kiesel und ein steilwandiger Felsen. Die Bepflanzung ließ
ich beiseite bis auf ein paar Schwimmpflanzen zur Verschät-
tung und Dedung von oben her.

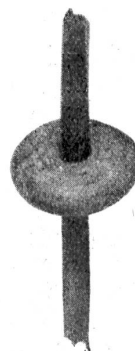
Den Chanchitos schien denn auch die Behausung zu
gefallen. Nur die Verteilung von Sand und Gestein war
nicht nach ihrem Sinn; sie war ihnen zu bieder, zu über-
sichtlich. Und nun begann ein Pflügen, Schieben, Reiben,
ein Schaufeln und Schmeißen, daß der ganze Kasteninhalt
in wirbelnde Bewegung geriet und die Kiesel gegen die
Scheiben flogen. Hatten sich die Sandwolken gelagert, so
war die Topographie der Landschaft freilich eine andere ge-
worden. Sandberge häuften sich an den Scheiben, Querwälle
wechselten mit Graben und Gruben und
Haufen von Kieselgeröll. So beliebte es
heute, morgen türmte sich Sand und Kies
an der anderen Glaswand, schob sich ein
Höhenzug quer durch den Behälter, und
wieder anderentags bildete das Innere einen
einzigsten tiefen Krater, flankiert nur durch
den bis zur Sohle freigelegten Felsen.

Ein Leitgedanke war in all den chaotischen Umsturz-
bewegungen der Chanchitos doch ersichtlich: Die Erschwerung des Ein-
blicks. Mitten im Angestüm der Arbeit be-
sann sich etwa einer auf die zartere Seite
der Vermehrungsvorbereitungen. Er blähte,
vergrößerte sich floßenspreizend, erhöhte den
Brunk der schwarz-goldenen Rüstung. Der
andere tat ebenso, und nun fuhren sie gegen-
einander, berannten sich mit der Wucht zweier
Turnierkämpfer. —

Aber die Auswirkung all dieses ver-
schwenderischen Kraftaufwandes, die Brut,
die Kinderstube? Fragend stand ich am



Spinnerin aus dem Wallis (Kiederalp). (Phot. Dr. E. Mant.)
Der Spinnwirtel zeigt übereinstimmende Form mit denjenigen unserer Pfahlbauten.



Spinnwirtel.
Pfahlbau Lüscherz.
(Stäbchen ergänzt).
Der durchlochte Stein
wird unten an die
Handspindel gefeßt,
um dieser beim Drehen
größere Schwingkraft
zu verleihen. (Mantel
beachte die Spindel
der Walliserin.)

Aquarium und — Katsch! hatte ich die Antwort an der Wange. Es war eine guttührende Ohrfeige. Während ich die tiefende Stelle trocken rieb, empfand ich eine große Genugtuung: Endlich ein persönliches Verhältnis zu einem dieser Kaltblüter! Denn die Ohrfeige hatte wirklich mir gegolten, und ich hatte sie reichlich verdient. Mehr Zurückhaltung also, mehr Rücksicht! Aber wissen mußte ich, warum der Fisch, der beim Zurückfallen beinahe das Becken verfehlt hätte, so handgreiflich geworden war. Ich setzte meinen Buben an die eine Scheibe, was den Strafvollzieher so gleich bewog, dort Sand anzuhäufen. Behutsam näherte ich mich der anderen Seite, und wirklich, das Weibchen befand sich dicht am Felsen, an dessen steiler Wand schürgerade ausgerichtet Reihe an Reihe die schon befruchteten Eier hafteten.

Durch unausgesetzt fächernde Bewegung der Brustfloßen führte der Fisch in aufrechtstehender Stellung den Eiern vermehrten Sauerstoff zu. Eine Woche hindurch sah ich den Brutplatz nie verlassen. Während der eine Chanchito fächernte, hob der andere Gruben aus, bis endlich die leeren Eihüllen an der Felswand das Ausschlüpfen der Jungen und den vollzogenen Umzug bekundeten. Zu meiner Freude hatte das Elternpaar inzwischen besseres Vertrauen gewonnen und die Brut in einer dicht an der Scheibe liegenden Grube untergebracht.

Zunächst war unter dem bewachenden und auch hier immerfort fächernden Fisch nur ein dunkler, dichtgebrängter, durch pendelnde Einzelbewegungen belebter Knäuel zu sehen. Die wichtigste Beschäftigung der Alten bestand zunächst in der Ueberfiedlung der Brut in immer neue oder frisch gereinigte Gruben. Kein störender Kiesel, kein Pflanzenteilchen und vor allem kein Ueberbleibsel von Futter oder Unrat wurde in der Kinderstube belassen. Nur dieser unermüdlischen Säuberung der Nestgruben war es wohl zu verdanken, daß von den etwa sechzig Jungfischen nur ein paar Schwächlinge eingingen.

Die vordem so ungefügen Chanchitos neigten jetzt auch in anderer Hinsicht beinahe spießbürgerlich pedantischen Anschauungen zu. Es zeigte sich dies gleich bei den ersten Erziehungsfragen. Die Entwicklung der Fischchen ging viel langsamer vorstatten als bei den schnell wachsenden Makropoden; aber einige, etwa ein Duzend, waren um ein gutes Stück an Wachstum voraus; sie langweilten sich unter den immer in der Nesttiefe pendelnden Geschwistern und machten Ausreißversuche. Da gab es aber nichts zu wollen. Sie wurden ausnahmslos noch am Nestrand erwischt und ordentlich derb hinuntergespußt. Erst als alles flügge geworden war, ging es, zunächst noch in enggeschlossenem Schwarm, dicht hinter der Alten her kreuz und quer durch den geräumigen Behälter. Schien etwas Bedrohliches um den Weg, wurden die Jungen unverzüglich durch Aufschluden und Wiederauspeien ins Nest befördert.

Mit zunehmender Entwicklung der Jungmannschaft wuchs die Strenge der elterlichen Zucht. Nie war freier Ausgang gestattet, nie ein Verlassen der straffen Zugordnung. Schwenkte der Führer nach rechts oder links, so wandten sich wie an Drähten gezogen ein halbes Hundert Klein-Chanchitos nach rechts oder links. Hielt der Führer an, so standen auch die Jungen unbeweglich, mit wichtig gespreizten Floßen. Und abends vor Dämmerungsanbruch ging's unter strengster Kontrolle zu Bett. Ich habe zur Nachtzeit nie einen verirrtten oder verlassenen Jungfisch außerhalb des Nestes gefunden.

Die Ausübung der elterlichen Gewalt nahm ein vielleicht etwas vorzeitiges Ende, als ich einen Heizapparat in Funktion setzte. An dem einen Aquariumende ging eine Warmwasser führende Röhre nahe der Scheibe schräg durch den Behälter. Am späteren Abend nun, als ich die Heizwirkung kontrollieren wollte, fand ich die Großzahl der Jungen auf der warmen Röhre hocken, eins dicht neben dem anderen, wie nachts die Hühner auf der Stange. Nur

wenige Fischchen befanden sich im Nest unter der üblichen Ueberwachung. Der eine Chanchito lehnte an dem ebenfalls warmen aufsteigenden Teil der Röhre. So blieb die Frage offen, ob der Vater die warme Ofenbank den Jungen als Nachtquartier empfohlen, oder ob die reifere Jugend selber den wohligen Lagerplatz entdeckt hatte. Jedenfalls ging schon anderentags die elterliche Autorität vollends in die Brüche. Wohl folgten die brav gebliebenen Nesthocker dem Weibchen in gewohnter Weise, aber die anderen fühlten sich der Kinderstube entwachsen. Sie durchzogen das Aquarium gewohnheits halber immer noch in kleinen Gruppen, aber führerlos, und abends suchten sie, wie ich nun feststellen konnte, ohne Zutun der Alten die angenehme Schlafstelle auf.

Das Chanchitopaar blieb noch manche Jahre in meinem Besitz. Die Fische erreichten das ihnen zukommende Größenmaß, wurden Paradestücke und leisteten jeden Sommer ihr Bestes im Zerwühlen des Behälters. Zu einer zweiten Bevölkerung der Kinderstube ist es nicht mehr gekommen; um so dankbarer blieb ich für das Erlebnis der ersten.

* * *

Eine ganz kurze Schneidengeschichte mag auch noch Raum finden in diesem Kapitel. Im großen Glaskasten, bei der gemischten Gesellschaft, hielt ich ein paar lebendgebärende Sumpfschnecken. Es waren große Exemplare, die von den Fischen nicht belästigt wurden und ihren Dienst als Scheibereiniger durch das Abgrasen der Algen vorzüglich erfüllten. Nun empfahl sich ein Bekannter für die Ueberlassung von allfälligem Nachwuchs. Obacht also auch auf Schneckenbabies!

Da schob sich gerade eine weidende Schnecke der Vorderseite entlang. In der Hoffnung, irgendwelchen Aufschluß oder doch einen Anhaltspunkt über die Gepflogenheiten einer solchen Schneckenmutter zu erhalten, setzte ich mich hin. Aber was war denn das? Ich war nicht der einzige Schneckenbeobachter. In Halbfreistellung hatten sich ein paar Diamant- und Sonnenbarsche schräg unter der ahnungslosen Schnecke placiert, die im besten Fall nur mich, den weitaus harmloseren Interessenten wahrnehmen konnte. Noch war mir nicht ganz klar, wo die Geschichte hinaus wollte; aber dessen war ich mir bewußt, daß sich die Barsche auf der Innenseite der Scheibe in der vorteilhafteren Stellung befanden. Da — ein kaum wahrnehmbarer Ruck, ein knappes Heben des Gehäuses, und dem Schneckenleib entglitt ein fix und fertiger Schneidenjunge. Zweifellos ein herziges Geschöpfchen in seinem noch etwas durchsichtigen Deckelhäuschen. Aber fünf Fischschnauzen waren bereit zu seinem Empfang, und schon war es in der zielsichersten verschwunden. Es war eine kurze Lebensreise. Den Zeitpunkt der nächsten Schneidengeburt konnte ich nicht abwarten, ob schon immer noch vier Fischaugenpaare unverwandt auf die ruhig weiteräsende Schnecke zielten.

(Aus: Francis Kervin, Mein Tierbuch.)

Kind und Linie.

Als unser Bub anderthalbjährig war, erfaßte ihn eine Leidenschaft für Schneckenlinien. Aus jedem Ornament heraus schlüpfte sie sich in sein Herzlein; jede Schmiedeeisenarbeit mit Spiralen beglückte den kleinen Mann. Sah er ein Zettelchen liegen, so kam er damit zu mir gelaufen und bat so eindringlich: „Mutti, en Snägg!“ als ob seine Seligkeit von dem Schneckenlein abhänge, das er unter meiner Hand entstehen sah. Für mich bedeutete diese Liebe zur Schneckenlinie eine große Erleichterung. Wollte mein Mann mir in Gegenwart des lebhaften Kindes vorlesen, so nahm ich den Kleinen auf den Schoß und zeichnete Schneckenlinien. Dann wurde der Wildfang ganz still und folgte voll Entzücken der Bewegung meiner Hand. Nur wenn ich ob dem Zuhören das Zeichnen vergaß, mahnte ein bittendes Stimmchen: „No meh!“